



Trainer Guardiola

# Der Ego-Shooter

**Fußball** Pep Guardiola will nicht nur den schnellsten und schönsten Fußball inszenieren, er will die Unberechenbarkeit des Spiels bezwingen. Überfordert der Trainer des FC Bayern sich und seine Mannschaft?

Am 6. Mai wird im Stadion Camp Nou in Barcelona nicht Fußball gespielt. Mehr als 90 000 Zuschauer beim Champions-League-Halbfinale werden etwas bestaunen, das es so noch nie gab: den Zweikampf zwischen elf Spielern und einem Trainer; das Duell zwischen Körper und Geist, zwischen Stolz und Wahn, zwischen Plan und Zufall, zwischen einem Mann und sich selbst.

Auf der Gästebank ein Trainer, der davon träumt, seiner Mannschaft in jedem Spiel den Weg zum Sieg freidenken zu können – Pep Guardiola. Und auf dem Rasen die Mannschaft, die er vier Jahre lang von Titel zu Titel dirigierte und die nun beweisen will, dass es ihre Titel sind und nicht seine.

Am Dienstagabend, im Fernvergleich zwischen Bayern München und dem FC Barcelona, bekam man eine Ahnung davon, wodurch das Spiel am kommenden Mittwoch entschieden werden könnte: Sechs Treffer legten sich Messi, Suárez, Neymar und Xavi gegen den Angstgegner FC Getafe auf, der Ball zirkulierte zwischen den Spielern wie zu Guardiolas besten Zeiten. Besonders Messi, den Guardiola „das Tier“ nennt, war in der Lage und in der Stimmung, sich auf vier oder fünf Gegenspieler zu stürzen und eine halbe Mannschaft der Lächerlichkeit auszuliefern. Der kleine Ansatz eines Doppelkinns ist weg, und er kotzt auch nicht mehr auf den Platz. Die Spieler von Barcelona bewegten sich leichtfüßig über den Rasen, schoben sich 767-mal den Ball zu, schossen 21-mal aufs Tor.

Bayern München schleppte sich gegen zerfahrene, meist passive Dortmunder ins Elfmeterschießen, verlor Robben durch Verletzung und schaffte es, keinen Elfmeter zu verwandeln. Nicht nur die Schützen waren Nervenbündel; was ihr Trainer Pep Guardiola an der Seitenlinie aufführte, lässt tief blicken in die Seele eines Menschen, der sich überfordert.

Er sendete 120 Minuten lang mit Armen und Beinen geheime Botschaften an sein Team, die offenbar niemand verstand; in der Pause vor der Verlängerung versuchte er, Robert Lewandowski mit einer ange deuteten Kopfnuss zu instruieren, der wurde später mit einer Gehirnerschütterung ausgewechselt; den vierten Schiedsrichter schrie er gelegentlich an, um ihn sofort danach zu umarmen.

Nicht Sportkommentatoren sollten den Fernsehzuschauern am nächsten Mittwoch das Geschehen auf dem Spielfeld erklären, sondern Psychologen. Um Guardiola zu verstehen, darf man sich nicht wie Fußballexperten knapp über der Grasnarbe bewegen. Er versteht es, jedem Spiel, jedem Spielzug, jeder Viererkette einen nachdenklichen Überbau zu verpassen.

Die Spieler des FC Barcelona waren vier Jahre lang seine Jünger, im letzten zerfiel sein Zauber: Messi, Xavi und Iniesta und die anderen verloren den Glauben an seinen Fußball, weil die Mannschaft aus der Champions League flog und den spanischen Titel an Real Madrid verlor. Und der Vereinspräsident, der Guardiola „Dalai Lama“ zu nennen begann, machte ihm klar, dass es nun schwer werden würde für ihn. Guardiola ging für ein Jahr zur Erleuchtung nach New York und landete, besetzt von Uli Hoeneß und Karl-Heinz Rummenigge, in München.

Sein Nach-Nachfolger in Barcelona, nachdem zwei Trainer die Mannschaft nicht wieder dahin führen konnten, wo sie mal war, ist Luis Enrique, der mit Pep Guardiola so viel gemein hat, dass man ihn mit ihm vergleichen muss, ob man will oder nicht.

Beide waren Spieler beim FC Barcelona, beide waren Mannschaftskapitän, beide

ehrgeizig, geradezu besessen. Luis Enrique war ein Fitnessfanatiker, der härter als die meisten anderen trainierte, der sich quälte und schindete und Freude dabei zu empfinden schien. Guardiola interessierte sich für Taktik und Training wie wenige Spieler vor ihm. Er war der Kopf, den sich jeder Trainer auf dem Platz wünschte, Luis Enrique die Lunge.

Beide begannen zur selben Zeit die Trainerausbildung in Barcelona. Beide bezeichneten Louis van Gaal als den Trainer, der sie mit geprägt hat. Und das bedeutet: Von Journalisten halten beide nicht viel. Journalistenfragen sieht Enrique nicht als Herausforderung, nicht mal, wenn sie gut sind, für ihn sind es Fallen. Pressekonferenzen mit Luis Enrique sind ironiefreie Veranstaltungen, ernst, korrekt und von beleidigender Langeweile, in der die immer gleichen Floskeln in einer Endloschleife abgespielt werden. Luis Enrique ist egal, ob die Journalisten ihn mögen. Doch Nachsicht von der Presse ist etwas, das ein Trainer bei Barça früher oder später immer brauchen wird.

Im Dezember warf man ihm noch vor, in seinen ersten 22 Spielen 22 verschiedene Aufstellungen benutzt zu haben. Er habe kein Konzept, keine Idee. Auf den Gedanken, dass dies auch dazu führen könnte, dass seine Männer, anders als in vergangenen Jahren, nicht schon Mitte April völlig überspielt sind, kam niemand – 25 Siege in den letzten 28 Spielen.

Dennoch wird sich kaum jemand in Spanien finden, der sagt, dass Luis Enrique ein fantastischer Trainer für den FC Barcelona ist. Er sei nicht so visionär, so modern, so brillant wie Guardiola. Kein Mann, der einer Idee verfallen sei und die Welt davon überzeugen könne. Kein Revolutionär mit eigener Handschrift, heißt es. Revolution, darunter macht man es in Barcelona nicht mehr.

Guardiola war in seinen vier Jahren als Barça-Coach ein Missionar des schönen Fußballs, mut- und sinnstiftend für eine ganze Region. Er überzeugte nicht, er bekehrte. Erst die Mannschaft, dann die Presse, dann Katalonien, schließlich das ganze Land.

Leider besteht Guardiola nun in München darauf, Pressekonferenzen auf Deutsch abzuhalten. Die Folge sind teilweise dadaistische Infinitivkaskaden, die



**Barcelona-Stars Messi, Suárez, Neymar**  
Den Gegner der Lächerlichkeit ausliefern

der geduldige Bayern-Pressesprecher ab und an ins Hochdeutsche zu übersetzen versucht. Meist treiben Guardiolas Aussagen aber, der deutschen Grammatik beraubt, durch den Raum, und anwesende Journalisten schauen sich in der Gewissheit an, vermutlich etwas sehr Gehaltvolles verpasst zu haben. Näher kommen Sie ihm nicht, er hält sich alle vom Leib, gibt keine Einzelinterviews, und das ist ähnlich gefährlich wie die schroffe Missachtung, die Luis Enrique pflegt.

Wie Aasgeier hocken manche Sportjournalisten auf der Tribüne, auf jenen Misserfolg wartend, der ihnen den Trainer zum Fraß vorwirft. Nach der Niederlage in Porto hieß es, der FC Bayern verliere seine Identität. Guardiola werde immer mächtiger, bestimme zu viel. Eigentlich alles. Müller-Wohlfahrt gefeuert, Karl-Heinz Rummenigge dem Trainer hörig und das natürliche Korrektiv Uli Hoeneß zu sehr mit sich beschäftigt.

In Barcelona werden inzwischen selbst im Erfolgsfall die Erfolge nicht dem Trainer zugeschrieben, sondern den Spielern. Luis Suárez, der neben Leo Messi und Neymar das Sturmtrio komplettiert, heizte kürzlich die Debatte an. Auf die Frage, wie es denn komme, dass er jetzt als klassische Neun spiele, sagte er: „Einmal spielte ich als Sturmstürmer, und Leo sagte zu mir: ‚Bleib da.‘ Der Trainer merkte dann, dass dies eine gute Lösung war, und begann es auszuprobieren.“

Der Satz hatte Luis Enrique gerade noch gefehlt. Spaniens Sportpresse diskutiert seitdem, ob sich der Kader wohl selbst coacht. Als nach der Halbfinalauslosung Bayern als kommender Gegner feststand, titelte „El País“ nicht „Guardiola gegen Luis Enrique“, sondern „Guardiola gegen Messi“.

Darum sind nun die beiden Halbfinalpartien der Champions League für die Trainer nicht Spiele, es sind Psychoschlachten, für Guardiola noch mehr als für Enrique: Der spielt nicht auch noch gegen sich selbst. Wenn seine Mannschaft gewinnt, hat Enrique sein Über-Ich geschlagen, den Mann, der bisher als Schöpfer jener Mannschaft gilt, die er gnädigerweise betreuen darf. Verliert Guardiola, sind seine 14 Titel mit Barça nur noch die Hälfte wert, und in München wird der Schatten von Jupp Heynckes, dem Triple-Gewinner, so bedrohlich, dass es finster werden kann.

Weil Guardiola zwar Journalisten auf Distanz hält, aber den Spanier Marti Perarnau an sich herangelassen hat, kann man sich in etwa vorstellen, welch zersetzender Kampf in Guardiolas Hirn tobt in den Tagen bis zu seiner Rückkehr in die Arena, die mal seine Triumphstätte war. Eine Saison lang durfte der Journalist Guardiola dabei zusehen, wie der sich und seine Spieler quält mit seiner Vision vom totalen Fußball, die das gesamte Leben

perfekten 90 Minuten unterwirft. „Herr Guardiola“ – so heißt Perarnaus intimes Buch – gibt den Blick frei auf einen sympathischen Diktator, der vom Essen der Spieler bis zu deren Schlafgewohnheiten, vom Training bis ins Entmüdungsbecken alles und alle im Blick hat. Er weint mit einem Spieler, wenn dessen Vater schwer erkrankt, er löscht – wenn nötig – alles aus dem Hirn der Spieler, was seiner Auffassung vom schönen Spiel widerspricht; er programmiert sie auf Ballbesitz, Passkaskaden und die 43,5-Meter-Regel, er verpasst seinen Spielern – wenn er es braucht – eine neue Identität auf dem Platz.

Das Vorspiel ist Guardiolas wahres Spiel, „das Wunderbarste“ am Fußball, die einsamen Stunden mit Musik vorm Computer, wenn er in den Tagen vor einem Spiel immer wieder in Videoszenen der gegnerischen Mannschaft versinkt, um die spielentscheidende Schwäche zu entdecken und „den irren Moment“ der Erkenntnis, wie man die Schwäche nutzen muss. So sei er auf Messi als „falsche Neun“ gekommen, lässt er verbreiten, vor dem legendären Spiel gegen Real Madrid, dass Barça 6:2 gewann. Messi schoss zwei Tore.

Die Botschaft: Ein guter Trainer antizipiert das Spiel nicht nur, er lenkt es wie ein Spieler an der PlayStation. Wenn es schiefeht, wie gegen den FC Porto im Hinspiel des Viertelfinals, dann muss Guardiola sich folgerichtig vor die Presse stellen und sich anklagend auf die Brust schlagen. Nicht der Arzt ist schuld, nicht die Spieler sind es,

nur der Trainer ist verantwortlich. Was wie sympathische Fairness wirkt, ist bescheiden verbrämter Allmachtsglaube. Im vergangenen Jahr, vor dem Halbfinalrückspiel gegen Real Madrid, quälte sich Guardiola von einer tollen Spielidee zur anderen, verwarf drei Szenarien, wie Madrids 1:0-Vorsprung aus dem Hinspiel übertrumpft werden könnte, und landete schließlich bei einem System, das Bayern in der ganzen Saison noch nicht gespielt hatte.

Das Vorspiel gegen Barcelona wird Guardiola vermutlich in sechs oder sieben ihn um den Schlaf bringende Varianten treiben. Er wird mit Luis Enrique Schach spielen, er wird in dessen Kopf blicken, so wie der in seinen starren wird. Das Barça, das in Camp Nou auf seinen Meister wartet, ist nicht mehr Guardiolas Barça. Nicht nur die falsche Neun ist verschwunden. Es ist Enrique egal, dass Verteidiger Piquet immer wieder lange Bälle schlägt und somit das Mittelfeld mit Iniesta, Rakitic und Busquets schlichtweg ignoriert. Das heilige Mittelfeld des FC Barcelona, da, wo immer Überzahl herrschen sollte, um ein Spiel zu dominieren. Ihm ist egal, dass Barcelona zuletzt auch konterte. In einem sind sich Guardiola und Enrique einig: Sie hassen Tiki Taka, dieses endlose, ziellose Passgeschiebe, auf das Barça in den vergangenen Jahren gelegentlich verfiel, wenn das Mittelfeldtrio ratlos auf Automatik schaltete. Zur Überraschung der Bayern-Spieler war das eine der ersten Regeln, die Guardiola im Training aufstellte: „Tiki Taka ist scheiße, sich den Ball zuspiesen, um sich den Ball zuzuspielen.“

Keine Barça-Kopie wollte Guardiola aus der Bayern-Elf machen, aber als Heynckes-

Truppe sollte sie auch nicht weiterspielen. Er änderte das Spielsystem seines Vorgängers in vier Punkten: keine Doppelsechs, die ist ihm zu defensiv; die Abwehrkette nicht 36 Meter vorm Tor positionieren wie bisher, sondern 43,5 Meter; bis zur Mittellinie rückt die Viererkette geschlossen vor, erst dann in den Angriffsmodus wechseln; mit mindestens 15 Pässen den Gegner in Unordnung bringen. Guardiola ist es in 20 Monaten gelungen, der Bayern-Elf einen eigenen Stil zu verpassen. In Guardiolas Sprache heißt das: Bayern spielt jetzt auf dem Platz „in einer eigenen Sprache“. Die Mannschaft ist so zweimal Deutscher Meister geworden, steht zum zweiten Mal im Halbfinale

## Taktiker auf der Trainerbank

Vergleich der Spielweise von Barcelona und Bayern München in der Champions League

DER SPIEGEL	FC B. BARCELONA		FC BAYERN MÜNCHEN	
	Pep Guardiola 2010/2011	Luis Enrique 2014/2015	Jupp Heynckes 2012/2013	Pep Guardiola 2014/2015
Quelle: Opta				
Pässe pro 90 Minuten	775	717	515	698
Passquote in Prozent	90,8	89,3	85,0	88,3
Passquote im/ins Angriffsdrittel in Prozent	81,3	79,9	74,1	79,5
Pässe vor erzieltm Tor	5,6	6,9	3,9	4,2
Torschüsse pro Tor	7,5	6,7	7,0	6,0
Torschüsse pro 90 Minuten	17,3	15,5	16,8	17,9
Tore	30	23	31	30
Tore pro 90 Minuten	2,3	2,3	2,4	3,0

der Champions League. Vor allem aber: Die Mannschaft hat gegen Manchester City, gegen Arsenal und auch in anderen Spielen Spielzüge und Passfolgen gezeigt, die man von einer deutschen Vereinsmannschaft noch nie gesehen hat. Und sie ist stilprägend für die Nationalmannschaft.

Offenbar sind den Bayern-Bossen und Guardiola diese sportlichen Erfolge nicht genug. „Mes que un club“ prangt riesengroß auf dem Zuschauerrang im Stadion Camp Nou, mehr als ein Klub. Bayern möchte auch schon lange mehr sein, Guardiola könne „die Fußballkultur in Deutschland verändern“, sagt Bayern-Präsident Karl-Heinz Rummenigge, oder gar „die Philosophie des deutschen Fußballs“. Nicht in Schönheit sterben, nicht durch Bayern-Dusel siegen, durch Schönheit siegen, darunter geht es nicht mehr. Gar „um Leben und Tod“ geht es für Guardiola in wichtigen Spielen, im vorigen Jahr vor dem Rückspiel gegen Real Madrid rief er seinen Spielern zu: „Verhaltet euch wie Deutsche, und sterbt auf dem Platz!“ Sie überlebten, geschlagen. Und nach dem Spiel schwor ein trotziger Philipp Lahm: „Wir unterstützen dich, Pep, auf Leben und Tod!“

Kubanisches Revolutionspathos in einer bayerischen Umkleidekabine, dazu ein Trainer, der in harter maoistischer Selbstkritik alle Schuld auf sich nimmt – man darf gespannt sein, wohin sich das nach einem möglichen Ausscheiden im diesjährigen Halbfinale steigert.

Bevor Guardiola an Selbstverbrennung denkt, sollte er lieber mit den Argumenten kommen, mit denen sich viele andere Trainer schützen würden: Die Krankenakte der Bayern ist ein Dokument des Grauens.

Die 25 Spieler verpassten zusammen 168 Spieltage, das bedeutet fast jeden fünften; nur fünf Spieler waren in dieser Saison bisher nicht verletzt; allein die vier Offensivstars kommen zusammen auf 48 versäumte Bundesliga-Spieltage. Zum Vergleich: von den vier Topstürmern Barcelonas versäumte nur einer ein Spiel. Zwölf Spieler des Kaders blieben unverletzt. Bei Real Madrid sieht es ähnlich aus.

Nach dem Elfmeterschießen gegen Dortmund, bei dem zwei Bayern-Spieler ein Opfer ihrer rutschigen Schuhe wurden, könnte Guardiola auf den Gedanken gekommen sein, in diesem Verein nicht nur an Mannschaftsärzten zu scheitern, sondern auch am Zeugwart. In jedem Fall war sein Matchplan an Zufällen gescheitert, die sich jeder Antizipation widersetzen. Genau das aber will Pep, der Allmächtige, in den Griff bekommen: Er ist davon besessen, die Unberechenbarkeit des Fußballs zu besiegen, aus allen Variablen des Spiels Konstanten zu machen. Dani Alves, Barças Verteidiger, hat Peps Hybris so schön beschrieben wie kein anderer: „Alles, was er gesagt hatte, sollte sich so abspielen, es



**Barcelona-Coach Enrique:** Nicht er ist für seine Erfolge verantwortlich, sondern seine Spieler

lief so, wie er vorhersagt, dass es laufen würde. Während des Spiels dachte ich: Ich habe das schon gesehen – weil Pep mir das bereits gesagt hat.“ Solange die Erfolge fallen wie vom Guru in Prada prophezeit, ist alles gut; bleiben sie aus, steht er plötzlich nackt am Spielfeldrand, im besten Fall mit geplatzter Hose.

Wenn sein Reißbrettfußball mal in einem Spiel abstürzt, das gibt Guardiola zu, dann stellt er alles infrage, vor allem sich, fragt er dann, „ob ich überhaupt Trainer sein kann“. Und er weiß, dass nach zwei verlorenen Spielen besonders die Leute ihn infrage stellen, die sein Training seltsam finden und seine Vision vom schönen Spiel. Die ihn unheimlich finden, weil er anders ist, als Udo Lattek, Jupp Heynckes und die meisten anderen waren. Was er mache, „ist gegen die deutsche Kultur“, sagt er. Er weiß sich von Misstrauen und Heimtücke umzingelt, darum kann er einen Sieg nur fünf Minuten genießen, dann siegt der Zweifel und die Suche nach einem noch besseren Spiel.

Wer den Fußball liebt, kann sich über sein verzweifelt leeres Gesicht nach dem Elfmeterschießen gegen Dortmund nicht freuen. Niederlagen der Bayern, die Uli Hoeneß die Lippen zusammenpressten und Matthias Sammer die Wut in die Augen trieben, waren schöner.

Wer den Fußball liebt, wünscht Guardiola – wenn es nicht gerade gegen die eigene Mannschaft geht – Erfolg, wünscht ihm den Triumph über all die Aasgeier, die ihn scheitern sehen wollen.

Auf die weiße Tafel in seinem kleinen Büro hat Guardiola eine schlichte Erkennt-

nis aus seinen wenigen Trainerjahren geschrieben: „Praktisch alle Probleme einer Mannschaft beruhen auf den Egos“. Und er möchte der Herr sein über die Egos.

Für Marti Perarnau, seinen Haus- und Hof-Reporter, blickt Guardiola auf die Welt wie ein Ego-Shooter, er weist den Spielern, den Funktionären, den Journalisten in seinem großen Spiel einen Platz zu, mit jedem Match erreicht Guardiola ein neues Level der Erkenntnis auf dem Weg zur Perfektion. Bei Bayern widersetzt sich einer störrisch jeder Umprogrammierung: Franck Ribéry möchte keine falsche Neun werden, er will lieber die wilde Sieben auf Linksaußen bleiben.

Am nächsten Mittwoch ist er nicht mal das, er fehlt verletzt wie Robben. Für Guardiola, seiner Offensivzange beraubt, sieht Perarnau, inzwischen in Peps Hirn zu Hause, nur eine Spielvariante: auf Konter angelegte Defensive, also Selbstmord oder Tod.

Eigentlich wollte Guardiola nach dem Dortmund-Spiel einer Gruppe spanischer Journalisten, von Bayern extra eingeladen, erklären, warum seine Mannschaft nun das bessere Barça ist. Er erschien nicht, musste erst mal vier verschossene Elfmeter in sein Weltbild einsortieren.

Die nächsten beiden Spiele gegen Barça, für ihn eigentlich zwei Heimspiele, könnten möglicherweise Erkenntnisse bereithalten, die mehr sind als neue taktische Finessen. Vielleicht die Erkenntnis, dass ein Klub mehr sein kann als ein Klub, dass aber ein Trainer nicht versuchen sollte, mehr zu sein als ein Trainer.

Juan Moreno, Cordt Schnibben